

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 1 (1897)

Artikel: Die Preis-Novelle
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574495>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



habe den Mut, zu sagen, wie du siehst und wie du empfindest! Das predigt uns eindringlich Stauffachers Buch, und darin liegt

ende Deutung zu geben. Man lese ferner, mit welchem Scharfsinn die Schwächen Rubens als Tiermaler in einem Vergleiche mit Frieses «Brigands du désert» aufgebeckt werden.

Solches Anichauen durch das Medium des Künstlerauges macht uns mit einem Schlage frei vom aufdringlichen Konventionalismus der Kritik. Suche nachzuempfinden, lebe dich hinein in die Stimmung, aus welcher der Künstler gestaltet hat und dann

seine Bedeutung für alle, die sich ein vom herkömmlichen Doktrinarismus unbeirrtes Genießen dessen wahren möchten, was die providentiellen Geister auf ihrer Sonnenhöhe Unvergänglichliches geschaffen haben.

An den vielen reizenden, ab und zu auch fein satirischen Ornamenten und Blumengewinden, womit Stauffacher sein Buch geschmückt hat, mögen die jungen Talente in unsern Kunstschulen ersehen, wie ernst der Mann es mit seiner Kunst nimmt. Sie werden den Tüchtigen eindringlicher als alle Worte zum Studium der Natur drängen und aus den lehreichen und vorzüglich ausgeführten Arbeiten in der beige-schlossenen Mappe mag ihm ersichtlich werden, wie weit man es mit Fleiß und Talent unter der verständnisvollen Leitung eines Meisters im Auffassen und Wiedergeben der Natur bringen kann.

Allen ehrlich Strebenden unter unsern Kunstschülern sollte das Werk in die Hand gegeben werden. Sie würden daraus für ihren Lebensweg schöpfen, was ihnen so leicht kein Lehrer zu geben vermag: freien Blick, unabhängiges Urtheil und die Kraft, ihrer Eigenart den Platz zu erobern und sie zu verteidigen. Es müßte ihnen zum Freunde durchs Leben werden. —



Die Preis-Novelle.

Von Jonathan, Zürich.

In einem von der besseren Bürgerklasse besuchten Restaurant der alten Hansestadt Hamburg saßen am vierundzwanzigsten Dezember 189. zwei jüngere Männer über ihrem anspruchslosen Abendbrot.

Sie waren beide im gleichen Alter von ungefähr fünf und zwanzig Jahren, von ähnlicher Statur, groß und kräftig; aber während der eine mit dem reichen braunen Haar und den hellen blauen Augen eine heitere Miene zeigte, blickte der andere mit dem bleichen Teint schwermütig und traurig drein. Sein Kopfsaar, das Schnurrbartchen und die Augen waren schwarz und verliehen dem durchgeistigten Gesichte einen ernsten Charakter, die violetten Ringe um die großen, schönen Augen ließen auf lange Nacharbeit schließen; in seinem ganzen Wesen hatte der junge Mann etwas ungemein Anziehendes und das lag wohl zumeist in dem freundlichen, milden Glanze, der von den dunklen Augen ausstrahlte.

„Es war wieder umsonst, lieber Max“, wandte er sich, nachdem er eine Zeitlang in Gedanken vor sich hingeblickt hatte, an seinen heiteren Tischgenossen, „vor kaum einer Stunde erhielt ich das Manuskript meines Romanes zurück. Gerade heute, am Weihnachtsabend! Die Arbeit sei nicht schlecht, schreibt mir der Verleger mit gewohnheitsmäßiger Höflichkeit, aber die epische Behandlung des schönen Stoffes allein genüge der heutigen Lesermwelt nicht mehr. Man verlange krassen Realismus im Stile eines Zola, die Mystik eines Ibsen, die psychologische Vertiefung von Peter Ranssen, Gabriel d'Annunzio oder die Lüsterheiten der ganz Modernen. Meine schlichte Erzählung — so nennt er meine Arbeit — würde nicht genügend gewürdigt werden. Was nützen mir seine wohlmeinenden Worte? In mir pocht die Poesie eines vergangenen Jahrhunderts, die, so fürchte ich, mit so vielem Anderen, Schönen, für immer verschwunden ist. — Immerhin würde der Verleger,“ setzte der Sprechende nach kurzer Pause traurig lächelnd

hinzü, „den Druck übernehmen, da er sich der Thatsache nicht verschließen könne, daß es doch noch Leser gebe, die an einer weniger raffinierten und weniger pikanten Lektüre Geschmack fänden. Als Geschäftsmann stellt er jedoch nur die eine Bedingung, ich hätte zu den Druckkosten, die sich auf fünfzehnhundert Mark belaufen, ein Drittel beizusteuern! Woher soll ich denn fünf-hundert Mark nehmen?“

Dem Freunde war die bittere Ironie nicht entgangen, die der junge Schriftsteller in seine Worte gelegt hatte. Er hätte ihm gerne geholfen, aber, du lieber Gott! Fünfhundert Mark waren auch für den jungen Musiker Max Felber eine große Summe.

Beide jungen Leute waren früh verwaisst. Schon als Knaben hatten sie innige Freundschaft geschlossen, und das Band wurde nur noch fester angezogen, als beide durch einen grausamen Zufall mit kaum sechzehn Jahren vater- und mutterlos in der großen Welt blieben. Die tückische Influenza hatte in dem unansehnlichen Häuschen, das die kleinen Familien bewohnten, schonungslos ihre herzbrechende Ernte gehalten, und der Schmerz der beiden Waisen war so riesengroß, daß ihnen an der Bahre von Max' Mutter — sie war die letzte gewesen — keine Thräne mehr kam. Erst als sie sich nach einigen Tagen in dem engen Dachstübchen fanden, das ihnen nun als gemeinsame Wohnung diente, machte sich das furchtbare Weh Luft, und viele Nächte lang hörten die Nachbarn durch die dünnen Wände das Schluchzen der beiden Verlassenen.

Von jenem Zeitpunkte an waren sie auf sich selbst angewiesen. Julius Gerich präparierte auf dem Gymnasium seine Kollegen für die Examina, die den jungen Herrchen stets ein Schrecken waren, während er sie spielend überwand, Max gab Klavierstunden und kopierte Orchesterstimmen. Des Sonntags waren sie bald in dieser, bald in jener Familie, in die sie durch ihre Be-

schäftigung kamen, gerne gesehene Gäste, und mit zwanzig Jahren waren sie imstande, sich ein größeres Zimmer zu mieten. Sie kleideten sich besser, aßen besser und brachten es endlich so weit, daß sie von den gemeinsamen Ersparnissen ein eigenes Pianino kaufen konnten; es war der Gipfel von Max' Wünschen. Das war im Sommer gewesen.

Schwer fiel es daher dem jungen Komponisten auf die Seele, als Julius ihm die Mitteilung machte, daß er gerade die Summe benötige, die sie für das ausgegeben hatten, das sie mit so viel Stolz ihr Eigentum nennen durften.

„Wir werden das Pianino dem Fabrikanten zurückgeben, und ich werde wieder auf einem gemieteten spielen“, antwortete er dem Freunde.

„Um keinen Preis, Max! Du weißt, wie sehr mich Dein Spiel stets inspiriert und mich dünkt, Du seiest ein anderer, seitdem das ausgespielte Instrument gegen unser eigenes eingetauscht wurde. Wenn meine kleinen Essays, meine Texte zu Deinen Liedern gefallen, so gebührt Dir der Löwenanteil.“

„Aber, Julius, Du vergiffest stets, daß wir uns gegenseitig keine Komplimente mehr machen wollen. Versuche es denn bei einem andern Verleger. Ich selbst werde Dein Manuskript abschreiben, so daß Du es gleichzeitig an zwei versenden kannst. Es ist ja nur eine Frage der Zeit und Du bist ein berühmter Mann!“

Julius' Miene hellte sich auf: „Ist das kein Kompliment?“ fragte er, doch Max hatte keine Zeit etwas zu entgegnen, denn die Glocken der nahen Kirche begannen zu läuten und verkündeten der freudig gestimmten Welt, daß der heilige Weihnachtsabend angebrochen sei.

Die beiden Freunde reichten sich die Hände: „Auf fröhliche Weihnachten!“ kam es fast gleichzeitig von ihren Lippen und: „Glückliche Feiertage!“ kam es wieder aus dem Munde des behäbigen Wirtes, der eben eingetreten war und seine beiden langjährigen Gäste, die einzigen Anwesenden, beglückwünschte.

„s ist stille heute!“ meinte er. „Na! ich gönne es jedem, der an dem heutigen Abend im Freundeskreise oder umgeben von seinen Lieben sich vergnügen kann. Wenn die Herren mir die Ehre erweisen wollen, in meiner Stube ein Gläschen Wein zu trinken, so würden Sie mir eine Freude machen. Meine Rosel hätte wohl auch nichts dagegen“, setzte er schmunzelnd und mit einem Seitenblicke auf Max hinzu, „und hier bin ich ja heute doch nicht nötig.“

Max wurde dunkelrot. Wie hatte Papa Becker nur sein süßes Geheimnis erraten? Er glaubte sich doch so unbefangen dreinblickend, und schön Röschen sah so furchtbar ernst auf die Tasten, wenn ihr dicker Papa während der Klavierstunden den Kopf zur Thüre hereinsteckte.

„Es wird mir sehr angenehm sein, Herr Becker“, stammelte er verwirrt.

Ein helles Lachen zog über das Gesicht des Alten. „Ich sollt's meinen“, erwiderte er in fröhlicher Laune. — Julius' Mienen hatten sich zum erstenmale von freudiger Ueberraschung aufgeheitert — dann nahm der gemüthliche Wirt Max unter den Arm und sagte: „Es wird meiner Rosel das schönste Weihnachtsgeschenk sein!

Sie konnt's nimmer länger zurückhalten. Vor zwei Stunden traf ich sie weinend. Was giebt's denn? rief ich verwundert. Na! das Mädel kann vor der Mutter und mir kein Geheimnis halten und da gestand sie uns, freilich nur ruckweise, daß Sie und Herr Gerich ganz mutterseelenallein in der Welt stünden, und daß Sie das heute, am heiligen Abend, mehr empfinden müßten, als sonst. Meine Frau und ich guckten uns natürlich groß an; daß ein Mädel von achtzehn Jahren deshalb weinen soll, war uns denn doch zu unwahrscheinlich. Welcher ist's denn? fragte ich sie, denn meine liebe Alte heulte schon mit. Der Max! sagte sie und fiel mir um den Hals. Dann gestand sie mir auch, daß Sie, lieber Herr Felber, erst nach ein, zwei Jahren um ihre Hand anhalten wollten, wenn aus Ihnen was geworden sei, und das gefiel mir. Ich kenne Euch zwei, Sie und Herrn Gerich, ja schon mehrere Jahre und — — na, mit Einem Worte, mir ist's recht!“

Der brave Mann wischte sich nach der langen Rede die perlende Stirne und schüttelte dem jungen Manne kräftig die Hand. Julius war an einen Tisch getreten und vertiefte sich in die Zeitung. Niemand hatte bemerkt, daß die Thüre, die von dem Nebengemach hereinführte, leise aufgedrückt worden war und ein blondes, allerliebstes Lockenköpfchen neugierig durch die schmale Oeffnung guckte. Da lachte Röschen vor lauter Freude, und, unbekümmert um den ersten Julius, flog sie auf Max zu und barg das lieblich erröthende Köpfchen an der Brust des Geliebten. Papa Becker standen die Thränen in den Augen. Er schritt auf Julius zu — den die Notiz, die er aufmerksam las, ganz in Anspruch zu nehmen schien — ergriff seine Hand und winkte ihm in die Wohnstube zu folgen. —

Bald darauf kam auch das glückliche Brautpaar. Von stiller Glückseligkeit sprach das Antlitz der Mutter.

„Daß auch für Dich bald eine solche Stunde schlagen möge!“ sagte Max zu dem Freunde, während sie sich um den Tisch gruppierten.

„Da hat's noch lange Wege“, meinte der andere in Gedanken.

„Wer weiß?“ entgegnete Max und im fröhlichen Uebermuth des Bewußtseins, sein Röschen nunmehr vor aller Welt sein eigen nennen zu dürfen und nicht achtend der bittenden Blicke des Freundes, erzählte Max lachenden Mundes, daß auch Julius von demselben Leiden ergriffen worden sei. Auf dem vorjährigen Journalisten-Balle habe er ein Fräulein kennen gelernt, fast so schwarz, wie er selber; doch habe er seit jenem Balle nicht viel mit ihr gesprochen, denn das Fräulein stünde gar hoch in der Gesellschaft und in jenen Kreisen habe Julius keinen Zutritt; nur in kleinen Gedichtchen, die in verschiedenen Familienblättern erschienen, hätten sie sich ihre Neigung gestanden.

Dem feinführenden Julius war es peinlich, von seinen tiefinnersten Gedanken sprechen zu hören, aber er verzieh es gerne dem glücklichen Freunde. Er konnte dem Gespräche nicht gut eine andere Wendung geben, ohne daß es schroff ausgesehen hätte, und so setzte er denn hinzu: „Ja, wenn mir der Verleger nicht die Schwierigkeit bereitet hätte, würde mich mein Roman wohl bald bekannt gemacht haben.“

„Und den Papa auch bald vertraut mit dem Ideale des Autors“, fügte Max rasch hinzu, „denn die Heldin hat er so trefflich gezeichnet, daß man sie nach den ersten Zeilen schon vor sich zu sehen glaubt.“

„Wer ist denn dieses geheimnisvolle Fräulein eigentlich?“ fragte endlich Mama Becker.

Max machte Miene zu antworten, doch Julius schien viel daran gelegen, nicht sein ganzes Geheimnis preisgegeben zu sehen, und er nahm den ersten Anlaß wahr, das Thema in andere Bahnen zu lenken; so warf er denn, bevor sein Freund noch antworten konnte, dazwischen: „Richtig, Max! was ich Dir sagen wollte, ich las da vorhin im Abendblatte ein Preisanschreiben für eine Novelle, von einem anonymen Einsender angeregt. Die Redaktion fügt hinzu, daß der Betrag, fünfhundert Mark, bei ihr bereits deponiert worden sei, und daß, im Sinne des Spenders, nur solche Arbeiten zur Bewerbung zugelassen werden, die von jungen, unbemittelten Autoren stammen. Die Beweise hierfür seien den Einsendungen beizulegen.“

„Was für ein eigenartiger Sonderling mag sich da wieder hinter dem anonymen Spender verstecken?“ meinte Max. Dann setzte er rasch hinzu: „aber wenn irgend einer, so bist Du, Julius, befähigt, den Preis zu erringen. Alle Bedingungen treffen ja vollkommen zu. Dein eleganter Stil, Deine Erfindungsgabe, Dein Talent, Charaktere zu zeichnen, sind nicht gewöhnlich. Es ist nur Dein Mißgeschick, das Dir stets in die Quere kam und dann auch der ungeheure Andrang, der sich heutzutage in der Journalistik geltend macht. In dem Haufen falscher Perlen ist es schwer, die echte herauszufinden.“

„Das ist alles recht schön, Max, aber meine Abneigung gegen die moderne, barocke Geschmacksrichtung, die schreckliche Realistik, trägt die meiste Schuld. Weißt Du noch, was Lessing in ‚Emilia Galotti‘ den Fürsten zum Maler sagen läßt: ‚Die Kunst muß malen, wie sich die plastische Natur — wenn es eine giebt — das Bild dachte, ohne den Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht, ohne das Verderb, mit welchem die Zeit dagegen ankämpft.‘“

Ein wenig nachdenklich, entgegnete Max: „Sieh, Julius, das hatte wohl zu Lessings Zeiten Geltung, kann aber heute nicht mehr vollinhaltlich angewendet werden. Der kurze Konditionsatz, den der Fürst so beiläufig einschleibt, scheint mir von hoher Bedeutung: ‚Wenn es eine giebt!‘ Heute wissen wir, daß die plastische Natur, das heißt die alles regierende Kraft, nicht lediglich auf Erhaltung des Guten und Schönen bedacht ist, sondern daß, im Gegensatz zu dem der Religion entspringenden Glauben, diese mitunter unterliegen; diese Erkenntnis schuf den Realismus. Aber ich komme da auf metaphysische Probleme und schweife von unserem Gespräche ab. Um zur Kunst zurückzukehren, sie weist zwar dem Geschmacke die Richtung, aber selbst der Größe muß der herrschenden Richtung Konzessionen machen.“

Julius lächelte, aber ein Schatten lag in seiner Stimme, als er entgegnete: „Ich bin hundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen.“

„Ah bah!“ machte Max, „wer wagt, der gewinnt! Und dann — für eine gewisse junge Dame bist Du,

allem Anscheine nach, gerade zur rechten Zeit in dieser schönen Welt aufgetaucht!“

„Aber wer ist denn diese gewisse junge Dame? Ihr Herren macht einen doch ordentlich neugierig“, ließ sich Kötschen, dicht an Max geschmiegt, vernehmen.

Dem Blick aus diesen Augen hätte der Glückliche wohl nicht zu widerstehen vermocht, und schon wollte er den Mund öffnen, als Papa Becker, der während des kurzen Wortgeplänkels sehr nachdenklich vor sich hingestarrt hatte, das Wort ergriff und, die Frage seines schönen Töchterchens unberücksichtigt lassend, in ernstem Tone sagte: „Jener Mann, der in so edler, uneigennütziger Weise dafür gesorgt hat, daß der diesjährige heilige Abend wenigstens Einem hart arbeitenden jungen Manne vielleicht den Grundstein zu künftigen Glück formt, jener Mann, sage ich, ist gewiß kein Sonderling. Die Zeitung wird die anderen guten Arbeiten auch annehmen und honorieren, somit ist sogar mehreren geholfen. — Wer weiß, was den Spender dazu veranlaßt hat, gerade für den Weihnachtabend den Preis auszusprechen. Vielleicht die Erinnerung an irgend etwas, das mit diesem frohen Feste in Zusammenhang steht. Ich kenne einen, der inmitten seines enormen Reichtums, umgeben von Freunden, und angebetet von zahllosen, armen Familien, denen er geholfen, ein tief unglücklicher ist, der, während er selbst Hunderten heute als ein guter Engel erschienen, in seinem großen Palaste heiße Thränen vergießt, da ihm der heilige Abend eine vor Jahren geschlagene Wunde immer wieder aufreißt!“

Wie ein Lichtstrahl flog es über das Gesicht des Erzählers; und während die Augen aller gespannt an seinem Munde hingen, blickte er Max bedeutungsvoll an und setzte rascher hinzu: „Und er, den ich meine, kann ganz wohl der Spender jenes Preises sein. Es trifft alles zu, und hauptsächlich ist es der Umstand, daß er einen jüngeren Mann ins Auge faßt, der mich in meiner Vermutung bestärkt. Sie erwähnten vorhin, Herr Gerich, Sie brauchten einen realistischen Stoff: nun, die Lebensgeschichte jenes Mannes dürfte Ihnen das Material bieten, das Sie suchen, sie ist reich an bewegten Episoden, Sie könnten das verwerten!“

„Wie viel Fliegen auf Einen Schlag sind denn das eigentlich?“ rief Max lächelnd: „Der realistische Stoff, die fünfhundert Mark, die Möglichkeit, Dein Buch zu drucken, die sich dann ergebende rasche Berühmtheit und schließlich, die Krone des Ganzen, nämlich die Aussicht Deiner Werbung und baldigen Hochzeit mit — —“

„Jenem Fräulein“, fiel Julius rasch ein, dessen Namen ich nunmehr verspreche, mitzuteilen, wenn Herr Becker uns die Geschichte erzählt haben wird. Sind alle einverstanden?“

„Ja!“ war die einstimmige Antwort.

„Aber meine Erzählung ist nicht kurz“, meinte Papa Becker, dann nahm er noch einen herzhaften Schluck des alten Weines, setzte sich in seinem Lehnstuhl zurecht und begann:

„Vor mehr als dreißig Jahren kamen aus einer kleinen Stadt Rheinpreußens zwei junge Männer hierher nach Hamburg, um, gleich so vielen anderen, ihre Ueberfahrt nach der neuen Welt zu machen. Sie dachten drüben rascher reich zu werden, wurden aber in der zwölften Stunde von der Ausführung ihres Vorhabens

abgehalten, indem sie, am Abend vor der geplanten Abreise am Ufer promenierend, die Bekanntschaft eines Herrn machten, der sie nach einer einstündigen Unterhaltung für den kommenden Tag in sein Bureau beschied. Er eröffnete ihnen dort, daß seine beiden Söhne bei einem Schiffbruche ihr junges Leben eingebüßt, und daß ihn die Art und Weise, wie sie beide, Arm in Arm, den Quai entlang auf- und abwandelten, so leb-

haft an seine Kinder erinnert habe, daß er nicht umhin konnte, sich in ein Gespräch mit ihnen einzulassen.

Er war ein reicher Mann, Schiffsrheder, und seine Segler fuhren nach China und Indien, nach Amerika und Australien, in die ganze Welt. Er bat sie, bei ihm einzutreten.

Jene jungen Männer hatten beide die Lateinschule absolviert, aber zum weiteren Studium fehlten ihnen



„Bernermelisch“. Von F. Mock, Basel.

die Mittel und, offen gestanden, auch der Trieb; sie waren von der damals noch stark grassirenden Sucht nach Abenteuern ergriffen, doch das Anerbieten des reichen Rheders hatte für sie viel Verlockendes. Er wies darauf hin, daß sie nach wenigen Jahren auf seinen Schiffen die Reisen bequemer machen könnten, zudem waren, wie schon erwähnt, ihre Mittel nicht groß; sie überlegten nicht lange und schlugen ein.

Sie arbeiteten sich rasch aufwärts. Der Drang nach Abenteuern legte sich bei Beiden mit den Jahren.

Im Auftrage ihres Chefs, der ihnen fast ein Vater ward, bereisten sie wirklich fast die ganze Welt, bis der eine die Tochter eines hiesigen Bürgers kennen lernte, der ein einträgliches Geschäft inne hatte. Er dankte seinem Wohlthäter für das, was er aus ihm gemacht, heiratete und übernahm das Geschäft des Schwiegervaters, der nach einigen Jahren starb. Der Ehemann lebt noch heute ruhig und glücklich, ihn persönlich berühren die kommenden Ereignisse nicht.

Herr Becker erfrischte sich wieder durch einen Schluck,

was entschieden gegen Röschens Ansicht war, denn sie sagte voll Ungebuld: „Weiter, Papa, was geschah mit dem anderen?“

Der Vater lächelte: „Abwarten, kleine Neugierige! Diese Einleitung mußte ich vorausschicken. Also:

Der andere, ich will ihn Hermann nennen, blieb nach wie vor sein Freund. Er war ein außergewöhnlich begabter Mensch. Die Bureau-Arbeiten beider führte er nunmehr allein aus. Da erst erkannte sein Chef, welche Stütze er an ihm habe, und bald war er der Leiter des großen Hauses. Sein Chef beteiligte ihn am Nutzen und machte ihn — er war damals noch nicht achtundzwanzig Jahre alt — zum Teilhaber.

Im Bureau war vor geraumer Zeit schon der Sohn eines Geschäftsfreundes als Volontär eingetreten. Der junge Mann war ein leichtsinniges Herrlein, das sich im Geschäft des Vaters zu viel Freiheiten herausgenommen hatte und deshalb in die Fremde verbannt worden war.

Hermann überwachte die Lebensweise Anton von Gassers — so hieß der junge Lebemann — doch während er von den besten Absichten geleitet war, wurde sein Thun von dem Kavaliere als sehr aufdringlich aufgenommen.

Zu loben hatte Hermann wenig genug, destomehr zu tadeln, und Gasser, wie ich ihn der Kürze halber nennen will, begann seinen Vorgesetzten zu hassen.

Aber in seiner Lebensweise vollzog sich eine Veränderung, allem Anscheine nach zu seinen Gunsten. Er gab seine schlechten Gewohnheiten auf und gewann Hermanns Zutrauen.

Freilich stellte es sich später heraus, daß Gasser nur eine sehr geschickte Komödie gespielt hatte, um Hermann aus dem Sattel zu heben — doch ich greife dem Gang der Ereignisse vor.

Hermann also geizte nicht mit seinem Vertrauen und ließ den jungen Mann bald merken, daß er seinen Fleiß zu würdigen wisse. Er überließ ihm immer verantwortlichere Stellungen und unterstützte ihn auch sonst in jeder Hinsicht.

In der kleinen Familie des reichen Rheders war Hermann stets ein gerne gesehener Gast. Ab und zu wurde auch Gasser geladen, jedoch nur bei besonderen Anlässen. In dem vornehmen Hause traf sich die beste Gesellschaft Hamburgs, die Spitzen der Intelligenz, der Künste und des Adels.

Bei den Damen war Gasser gut angeschrieben, denn er hatte ein bestechendes Aeußeres. Sein sorgfältig gepflegtes, braunes Vollbärtchen und ein langer militärischer Schnurrbart gaben ihm bei einer auffallend kräftigen, ebenmäßigen Gestalt ein sehr distinguiertes Ansehen, während Hermann das Urbild eines Germanen war, einfach, bescheiden und wahrhaft.

Anläßlich einer dieser häufigen Gesellschaften wurde eine entfernte Verwandte des Rheders, eine junge Engländerin, vorgestellt, eine Dame von so vollendetem Liebreiz, daß sie bald als Hamburgs erste Schönheit galt. Sie war eine sehr elegante Erscheinung, von dem lebenswürdigsten Wesen, und hochgebildet. Was auf den ersten Blick jeden, der ihr begegnete, einnahm, war

ihr Teint: wie der zarteste Hauch einer edeln Pfirsich; dazu hatte sie reiches schwarzes Haar, lange Wimpern von derselben Farbe und — es sah aus wie ein seltsames Naturspiel — wundervolle blaue Augen. Sie sprach englisch und deutsch mit derselben Fertigkeit.

Gasser war jetzt häufiger im Hause des Rheders; er wartete nicht mehr die Einladungen ab, sondern kam bei jeder schicklichen Gelegenheit. Er wußte es so einzurichten, daß er Florry, so nannte man die Nichte — eigentlich hieß sie Florence — häufiger auf ihren Ausfahrten oder Spaziergängen traf, als der Zufall es wollte. Ihr Kammermädchen bezog von ihm noch einmal so viel Lohn, als von ihrer jungen Herrin: er liebte Florry bis zur Raserei.

Aber auch der ernste Hermann war nicht unberührt geblieben, jedoch durch keinen Blick verriet sich dessen glühende, verzehrende und, wie er sich selbst sagte, hoffnungslose Liebe zu dem wunderbar schönen Mädchen.

Hermann wurde zusehends blässer und blässer und — sonderbarerweise — begann auch Florry ihren herrlichen Teint zu verlieren. Er zitterte wie ein Fiebernder, wenn er mit ihr sprach, und sie wagte kaum die Augen aufzuschlagen. Dennoch brachte er kein Wort über die Lippen, das ihr seine Gefühle verraten konnte: es wäre ihm wie ein Raub an seinem Wohlthäter erschienen, dem reichen, kinderlosen Rheder.

Anton Gassers vom Wahnsinn der grimmigsten Eifersucht geschärftes Auge las in den Herzen der Beiden, wie in einem aufgeschlagenen Buche. Er erkannte früher, als sie selbst, daß beider Herzen für einander schlugen und trachtete Hermann zu verderben.

Florrys Bruder, ein Offizier in der Britischen Armee, war auf einige Tage zum Besuche der Schwester und der Verwandten nach Hamburg gekommen. Ihn erzählte Gasser von der erbärmlichen Neigung Florrys zu Hermann, indem er ihm gleichzeitig mitteilte, daß über dessen Herkunft ein Dunkel liege. Er drückte sich aus: der freche Emporkömmling und noch ein Bursche, der heute ein keineswegs zu den angesehensten gehörendes Gewerbe betreibt, sei vor Jahren von seinem jetzigen Kompagnon auf der Straße aufgelesen worden.

Der Bruder verwies dem Verräter diese Worte, indem er ihm zornig zurief, daß derjenige, und wer es auch sei, dem seine Schwester ihre Neigung schenke, sie gewiß auch verdiene. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel, in welchem dem vor Eifersucht Rasenden das Wort: „Kuppler!“ entschlüpfte. Ein Faustschlag des Briten streckte den Glenden zu Boden. Gasser fandte seine Sekundanten, und das Duell wurde am nächsten Tage ausgetragen.

Florrys Bruder, im Umgang mit allen Waffen vertraut, hatte, trotzdem er der Geforderte war, die Wahl der Waffen seinem Gegner überlassen, und dieser entschied sich für Säbel.

Ein Hieb des Offiziers spaltete ihm die Wange vom Ohre bis zum Kinn. Er stürzte, bevor man ihn auffangen konnte, so unglücklich auf seine eigene Waffe, daß das rechte Auge verloren gieng. So wurde er vom Kampfplatz getragen. — — —

(Fortsetzung folgt.)



Clara von Rappard, Interlaken.
(Selbstbildnis).